

**34. Jhg. August 2024 Nr. 8 (429)**

# **MASURISCHE STORCHENPOST**



**Arno Surminski feiert seinen 90. Geburtstag. Herzliche wünsche!**

**Foto: GUIDO BEHSEN (2023)**

**<https://www.shz.de/deutschland-welt/hamburg/>**



**Tomasz Białkowski's neues Buch S.20**

<https://glosmazur24.pl/tag/tomasz-bialkowski/>

**Arno Surminski (\* 20.August 1934) in Jäglack/Jeglack bei Drengfurth/Srokowo ist ein deutscher Schriftsteller und Journalist.**

Arno Surminski ist als Autor von Romanen und Kurzgeschichten bekannt.:

### **Romane und Erzählungen**

- *Jokehnen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland?* 1974.
- *Aus dem Nest gefallen – Geschichten aus Kalischken.* 1976.
- *Kudenow oder An fremden Wassern weinen.* 1978.
- *Fremdes Land oder Als die Freiheit noch zu haben war.* 1980.
- *Wie Königsberg im Winter.* 1981.
- *Polninken oder Eine deutsche Liebe.* 1984
- *Gewitter im Januar. Erzählungen.* 1986.
- *Malojawind. Eine Liebesgeschichte.* 1988.
- *Am dunklen Ende des Regenbogens.* 1988.
- *Grunowen oder Das vergangene Leben.* 1986.
- *Die Reise nach Nikolaiken.* 1991.
- *Damals in Poggenwalde.* Kinderbuch. 1983.
- *Kein schöner Land.* 1993.
- *Besuch aus Stralsund.* Erzählungen. 1995.
- *Eine gewisse Karriere.* Erzählungen aus der Wirtschaft. 1996.
- *Sommer 44 oder Wie lange fährt man von Deutschland nach Ostpreußen?* 1997.
- *Die masurischen Könige. Weihnachtsgeschichten.* 1999.
- *Die Kinder von Moorhusen.* 2004
- *Der Winter der Tiere.* 2002.
- *Vaterland ohne Väter.* Roman. 2004.

- **Gruschelke und Engelmannke.** Geschichten auf Ostpreußisch und Hochdeutsch. 2006
- *Die Vogelwelt von Auschwitz.* 2008,
- *Amanda oder Ein amerikanischer Frühling.* 2009
- *Die masurische Eisenbahnreise und andere heitere Geschichten.* Erzählungen. 2010
- *Winter Fünfundvierzig oder Die Frauen von Palmnicken.* 2010,
- *Tod eines Richters. Roman über ein ungewolltes Kind.* 2012
- *Im Garten des Schönen. Heitere und besinnliche Geschichten aus dem Norden.* 2013
- *Jokehnen oder Die Stimmen der Anderen.* 2013
- *Von den Kriegen.* Roman. 2016
- *Der lange Weg. Von der Memel zur Moskwa.* Roman. 2019
- *Irgendwo ist Prostken – Roman eines masurischen Lokführers.* Roman. 2020
- *Als die Stadt brannte. Erzählungen gegen den Krieg,* 2023
- *„Von den Wäldern“* Roman 2024

**Bücher ins Polnische** übersetzt: „Polninken czyli historia niemieckiej miłości” 1994, Wypaść z gniazda. Opowieści z Kalischken” 1995, „Wieś w Prusach Wschodnich” 2008, „Grunowen czyli minione życie” 2014, „Życie ptaków w Auschwitz” 2011, „Ojczyzna bez ojców” 2023

Quelle:Wikipedia.de  
Wikipedia.pl

## **Arno Surminskis 90. Geburtstag**

Wenn in Deutschland das Stichwort 90. Geburtstag fällt, wird den meisten Dinner for one einfallen. Der 90. von Arno Surminski war aber alles andere als eine einsame Veranstaltung. 120 Gäste hatte er zu einer Schifffahrt auf der Elbe eingeladen und alle, alle kamen. Zeitgleich passierte 1000 km östlich Folgendes: In seinem Geburtsort Jäglack heute „Jęglawki“ fanden sich 27 Personen auf dem ehemaligen evangelischen Friedhof zusammen. Vom Kindergarten- bis zum Rentenalter, Frauen und Männer im besten Alter, Leute aus dem Dorf,

ganze Familien aus Masuren, zum Teil 75 km weit entfernt wohnend. Darunter die Leiterin der Amtsgemeinde Srokowo (früher Drengfurt) und 6 Dorfschulzen aus dem Amtsbezirk.

Und was machten sie da? Sie räumten den Friedhof auf. Wobei Aufräumen eine schwere Untertreibung ist.

Man muss dazu wissen, dass der evangelische Friedhof von Jäglack total verwildert war. Manche Leute vor Ort wussten nicht einmal, dass sich auf diesem kleinem Hügel ein Friedhof befindet. Seit dem Krieg hatte sich niemand darum gekümmert. Anlässlich eines Besuchs vor fast 20 Jahren, sagte Arno Surminski: „Da liegen meine Vorfahren, aber da kann man nicht hin, da kommt man nicht durch, zu viel Gestrüpp, zu viele Brennnessel.“

Am 31. August rückte also der Arbeitstrupp der 27 an und es wurden Bäume gefällt, Brombeerbüsche entwurzelt, Grabkreuze ausgegraben, Grabumrandungen frei gelegt.

Die ganze Fläche frei geräumt. Alle hatten ihr Arbeitsgerät dabei. Aber auch Essen und Trinken, inclusive Geburtstagstorte, Biergartentische und Bänke.

Auch das obligatorische polnische Geburtstagsständchen „Sto Lat“ durfte nicht fehlen. Die meisten waren schon sehr geübt darin, die evangelischen Friedhöfe aufzuräumen, Platten und Kreuze zu behandeln, Schriften neu aufzutragen.

In Masuren gibt es viele Privatpersonen, Vereine und Organisationen, die es sich zur Aufgabe gestellt haben, die evangelischen Friedhöfe wieder herzustellen, so dass sie zugänglich und schön anzusehen sind.

Das kulturelle Erbe der Landschaft, in der sie jetzt leben, wollen sie verstehen, bewahren, beschützen. Die Organisationen alle zu nennen, würde hier den Rahmen sprengen. Federführend an diesem Tag waren mal wieder der Verein Blusztyn (Stowarzyszenie „Blusztyn“), mit seinem Vorsitzenden Cezary Korenc und die Familie Grygo aus Krutyń.

Im letzten Jahr wurden übrigens Cezary Korenc und Maria Grygo mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Nun also Jäglack, um Arno Surminski zu ehren. Sie brachten gleich eine Steinplatte mit, worauf alle Vorfahren Arnos Surminskis eingetragen waren. Das Ganze wurde mit Fotos und Filmen dokumentiert und direkt aufs Schiff gesendet.

So eine schöne Überraschung. Arno Surminski sagte dazu: „Das ist einmalig. Es ist geeignet die Verbindung der alten Ostpreußen mit den jetzigen Bewohnern zu stärken.“ Und leicht schmunzelnd: „Ich glaube, in Polen bin ich berühmter als hier!“

Christian von Redecker, 22. September 2024

## **Arno Surminski feiert 90. Geburtstag**

Von Johannes Loy

**Der Schriftsteller Arno Surminski wird 90** und hat einen neuen Roman vorgelegt. „Von den Wäldern“ heißt die Geschichte des Wehrmachtssoldaten Gerd Wolters, der nach elfjähriger Gefangenschaft in Russland seinen verschollenen Sohn im Emsland sucht.

Die Erinnerungs- und Erlebnisgeneration der Zeit von Nationalsozialismus, Zweitem Weltkrieg sowie von Flucht und Vertreibung verabschiedet sich langsam. Was bis jetzt nicht berichtet, erzählt, weitergegeben oder zumindest niedergeschrieben wurde, droht dem Vergessen anheimzufallen. Zu den großen Erzählern dieser Erlebnisgeneration gehört der Schriftsteller Arno Surminski. Er wird am Dienstag (20. August) 90 Jahre alt.

### **Entwurzelung**

Wie könnte er diesen Geburtstag besser feiern als mit einem neuen Buch und seinen vielen Lesern? Sein neuestes Opus, jetzt bei Ellert & Richter in Hamburg erschienen, trägt den Titel „Von den Wäldern. Roman einer Heimkehr“. Arno Surminski, der 1934 in Ostpreußen geboren wurde und nach dem Weltkrieg und der Deportation seiner Eltern in die Sowjetunion in Schleswig-Holstein aufwuchs, vereint in seinem neuen Roman viele seiner biographischen Erfahrungen und Bücher, die um die Themen Flucht, Vertreibung, Entwurzelung, Ankunft und Beheimatung kreisen. Wie lebt es sich mit den schlimmen Spuren, die der Krieg in der Seele hinterlassen hat? Das ist eine der Grundfragen, die Surminski in weit über 30 Büchern immer wieder angesprochen hat.

## **Prägnante Kapitel**

In kurzen, luzide geschriebenen Kapiteln berichtet er in seinem neuen Werk von Gerd Wolters, dem späten Kriegsheimkehrer, der Mitte der 1950er Jahre in einem Dorf im Emsland vergeblich nach Frau und Kind sucht. Dabei streift er suchend die familiären Wohn- und Herkunftsorte zwischen emsländischem Moor, Teutoburger Wald und nördlichem Ruhrgebiet ab. Schließlich trifft er auf Linda, eine Frau, die aus Böhmen stammt und offenbar ein traumatisches Erlebnis mit sich herumschleppt. Die beiden kommen sich näher, und doch ist diese berührende und doch schwierige Suche zweier Menschen nach Geborgenheit und Heimat von bitteren Erfahrungen, nur schwer zu überwindender Distanz und Schmerz überschattet.

## **Facetten des Leids**

Gerade in Zeiten, in denen Krieg und kriegerische Auseinandersetzungen wieder so präsent sind in Europa und der Welt, zeigen Arno Surminskis Werke, in denen er zugleich seine eigene Biografie spiegelt, was Literatur angesichts des Kriegsterrors und der damit einhergehenden Flucht und Vertreibung deutlich machen kann: die vielen Facetten des Leids, das so viele Menschen ertragen müssen. Arno Surminski schrieb im Vorwort zu seinem im letzten Jahr erschienenen Buch „Als die Stadt brannte. Erzählungen gegen den Krieg“: „Es gibt nicht mehr viele Menschen, die den Zweiten Weltkrieg erlebt und durchlitten haben. Bevor die letzten Zeugen verstummen, sollten sie aufschreiben, was sie zu sagen haben.“

## **Suche nach Heimat**

Viele der Hoffnungen auf Heimat und Neuanfang werden sich bei den Protagonisten des aktuellen Romans nicht erfüllen. Und doch



gibt es für sie Perspektiven auf eine neue menschliche Heimat. Und immer wieder, wie eine Metapher, spielen dabei Bäume und Wälder zwischen Sibirien, Teutoburger Wald und Kanada eine Rolle. Als Sinnbilder für die Sehnsucht nach unversehrter Natur, Verwurzelung, Standfestigkeit, Heimat.

### **Erinnern und mahnen**

Arno Surminski musste 1945 als elfjähriger Junge aus Ostpreußen fliehen, seine Eltern starben nach der Deportation später in der Sowjetunion. Der Mann, der als Kind so viel erleben und verarbeiten musste, zunächst nach Kanada auswanderte und später in Hamburg seine berufliche und private Heimat fand, hat sein literarisches Werk dem Dienst an der Aussöhnung und einer vorbildlichen Erinnerungskultur gewidmet. Arno Surminski bleibt eine wichtige Stimme der Erinnerung und der Mahnung in unserer so aufgewühlten kriegerischen Zeit. Arno Surminski: „Von den Wäldern. Roman einer Heimkehr“. Ellert & Richter Verlag, Hamburg, 232 Seiten, 20 Euro.

<https://www.wn.de/muensterland/arno-surminski-feiert-90-geburtstag>

# Das Paradies

Von Arno Surminski

Wenn du wissen willst, was Kalischken ist, gib mir die Hand und komm‘ mit zum Schuster Kristan. Besuche jenes Strohdachhaus am Dorfeingang, das seit der Franzosenzeit eine bedenkliche Neigung nach Osten hat, aber nicht fallen will, das fast erdrückt wird von zwei Pappeln, die über dem Schornstein des Schusters ihre Köpfe zusammenstecken. Gutes Wetter muß sein. Dann sitzt der Schuster mit dem Flickzeug unter den Pappeln, hört die Bienchen summen und die Spatzen im moosbedeckten Strohdach schilpen.

„Na, Meister, sind die Schuhe fertig?“, mußt du ihn fragen. Er wird dir keine Antwort geben. Wenn du Glück hast, schiebt er dir einen Schemel hin. Das heißt, du sollst Platz nehmen im geräumigen Wartezimmer des Schusters Kristan. Huckst dich also unter die Pappeln und wartest, bis der Schuster den Mund aufmacht. Der kann stundenlang schweigen. Der schickt dich auch ‚schweigend zum Krug, um ein halbes Literehen Bier zu holen, denn der Geist der Sprache muß gelockt werden, der fühlt sich nur wohl in einer Mischung aus Bierschaum und Kautabak. Kaum sind die beiden vermengt, legt der Schuster los.

Was willst du hören? In Kalischken weiß jeder, warum das Haus des Schusters Kristan schief steht, warum seine Pappeln nicht kerzengerade in den Himmel wachsen, wie es sich für anständige Bäume gehört, warum die Balken über der Haustür zur Erde hin gekrümmt sind und auf der Schwelle der verkohlte Abdruck eines Pferdehufes zu erkennen ist. Das kommt von den unglaublichen Geschichten, die Schuster Kristan zu erzählen weiß, von den kopflosen Pferden, die um Mitternacht über die Dorfstraße traben,

vom Teufel, der sein behaartes Hinterteil ausgerechnet an Christi Himmelfahrt in den Schornstein des Schusters hängte, dort seinen Dreck ablud und die Rauchöffnung erst freigab, als Kristan einen Bienenschwarm in den Schornstein jagte.

Aber du bist gekommen, um nach Kalischken zu fragen. Dann bitte den Schuster, dir die Geschichte vom Erzengel Gabriel zu erzählen. Sie trug sich zu, die Geschichte vom Erzengel, im Heiligen Land zu einer Zeit, als Kristan noch jung war. Damals wanderte er zu Christi Grab, brauchte fünf Jahre und ein paar Wochen für die beschwerliche Reise, setzte sich nach der Ankunft auf den Ölberg bei Jerusalem, fand eine Quelle (direkt unter einem Kruschkenbaum), wusch den Staub des Weges aus dem Gesicht und machte sich wieder auf den Heimweg Richtung Kalischken.

Wenn du an dieser Stelle ungläubig den Kopf schüttelst, zeigt dir der Schuster einen türkischen Krummsäbel, der neben seiner Haustür baumelt. Ein Räuber hat ihn im Kampf verloren, als er den Schuster daran hindern wollte, durch den Bosphorus zu schwimmen. Kristan nahm ihm nicht nur den Säbel ab, sondern trennte auch das rechte Ohr des Wegelagerers vom Kopfe. Das eingelaufene, vertrocknete Räuberohr liegt in der Schlafstube des Schusters, direkt unter dem Kruzifix.

Den Erzengel traf der Schuster auf dem Heimweg, als Kristan in der Mittagshitze ausruhte. Er hatte zur Erfrischung die staubigen Füße in das Wasser des Jordans gesteckt und den Kopf auf ein Grasbüschel gelegt. Ein Feigenbaum verbreitete Schatten über dem müden Schuster. Als er so dalag und an Kalischken dachte, kam der Bote Gottes mit weit von sich gestreckten Flügeln über das Jordanwasser spaziert, trocknete im Gras seine Füße ab und schwang sich behende in das Geäst des Feigenbaums.

Da saß er, der Erzengel.

„Was treibst du dich im Heiligen Land herum, Schuster Kristan?“, fragte er von oben herab.

„Ach, lieber Gabriel,“, antwortete der Schuster. „Ich suche das Paradies, in dem Milch und Honig fließen. Aber wohin ich auch komme, ich finde nur Sand und Steine.“

Der Erzengel schnauzte sich kräftig und blickte nachdenklich zur Erde.

„Das Paradies gibt es schon,“, sagte er nach langem überlegen. „Aber es ist sehr schwer zu finden, denn es ist nur ein winziger Fleck, den du leicht verfehlen kannst.“. Er kletterte aus dem Feigenbaum, nahm Platz neben Kristan, räusperte sich und spuckte in das träge fließende Jordanwasser.

„Pass‘ auf, ich will es dir beschreiben! Wenn du hereinkommst in das Paradies, stehen da drei mächtige Bäume, ich glaube, es sind Linden. Du kannst sie nicht verfehlen, denn sie duften nach frischem Honig. Du gehst die Pflasterstraße abwärts, kehrst dich nicht um das weiße Haus zu deiner Rechten, denn es ist ein Wirtshaus“.

Kristan wunderte sich zwar, daß es im Paradies ein Wirtshaus geben sollte, aber er wagte nicht, den Erzengel zu unterbrechen.

„Du wanderst also an dem weißen Haus vorüber mitten hinein ins Paradies. Bald stehst du vor einem Anger, besprenkelt mit Blumen, die meisten gelb, einige auch weiß und blau. Kühe grasen kreuz und quer, auch Osterlämmer hüpfen über deinen Weg. Enten, Gänse und Hühner findest du reichlich im Paradies, dazu eine Quelle mit frischem Wasser. Ein Stückchen weiter liegt der Poggenteich mit allem Getier, das sich im Wasser wohl fühlt. Die Fische springen lustig, die Frösche machen Musik, und der Klapperstorch

spaziert am Ufer auf und ab. Rundherum findest du Häuser, kleine Hütten nur, denn im Paradies braucht man keine Paläste. Die Schwalben fliegen zu den Fenstern rein und raus, im Dreck vor der Tür spielen die Kinder des Paradieses. Hinter den Häusern wogen die Kornfelder, der Mohn blüht in den Rüben, der Kuckuck ruft, der Habicht kreist über dem Acker, und vom Waldrand kommen die Krähenschwärme zu Besuch . . . „

Da sprang der Schuster auf und rief. „Das ist Kalischken! Da komm‘ ich gerade her!“

Der Erzengel blickte ihn traurig an.

„Armer Schuster“, sagte er. „Ist es wahr, du hast Kalischken verlassen, das einzige Paradies, das es auf Erden gibt?“

„Ja, so ist es“, brummte Kristan.

„Steh‘ auf und beeile dich! Vielleicht kannst du es in diesem Leben noch erreichen. Aber du mußt dich sputen, Schuster Kristan, denn bald gibt es keine Paradiese mehr!“

## **Die Reise nach Nikolaiken**

Von Arno Surminski

Als der Herr noch auf Erden wandelte, kam er am späten Nachmittag, als er schon etwas müde war, ins Masurische und erschuf, bevor er einschlief, mit sanfter Hand und ohne viel nachzudenken, die masurische Wildnis.

Seitdem ist Masuren ein Land ohne Eile, das gern die Zeit verschläft und seinen Menschen die Langeweile lehrt. Brachen neue Zeiten an, erreichten sie Masuren mit gehöriger Verspätung so um die Vesperzeit, nachdem sie sich unterwegs ausgetobt hatten.

Das elektrische Licht wurde ein Menschenleben später erfunden, das Telefon blieb lange stumm, die Ozeandampfer erreichten die Masurischen Seen nicht und von den ersten Automobilen wird berichtet, daß sie ihren Dienst verweigerten, als sie der masurischen Wildnis ansichtig wurden.

Die Luftschiffahrt, die überall mit Lärm und Getöse daherkam, zeigte sich in Masuren mit bunten Ballons und dicken Zeppelinen, die lautlos, ohne Mensch und Tier zu erschrecken, ihre Schattenbilder über die Seen zogen.

Auch die Eisenbahn näherte sich mit Bedacht. Ihr größter Fehler war es, daß bei ihrem Anblick die Pferde durchgingen. Darum stahlen sich die Züge unauffällig durchs Land, nahmen gern die lieblichere Form der Kleinbahn an und vermieden unterwegs jedes Läuten und Pfeifen.

Auch bewahrte sich die masurische Eisenbahn eine gewisse Beschaulichkeit dadurch, daß sie an Steigungen erschöpft stehenblieb und den Fahrgästen Gelegenheit gab, mit Wassereimerchen zum nahen See zu laufen, um Flüssigkeit für den Dampfkessel zu holen.

Wintertags war sie oft bockig, wollte bei Stiem Wetter nicht fahren oder gab den Reisenden Zeit, sie aus Schneeschanzen freizuschaukeln.

Die masurischen Menschen erfanden die Langsamkeit und das Fluchen. Ihnen sagt man nach, daß sie mehr Trinken als andere und sich im Winter gern mit ein paar Flaschen Bärenfang einschneien lassen. Auch liegt es ihnen mehr, Fische zu fangen und Rehböcke zu jagen, als die Felder zu bestellen.

Doch ihre Eisenbahnen lassen sie pünktlich fahren. Hat der Schaffner die Zeit verschlafen, fährt der Lokomotivführer schon mal los, um die Pünktlichkeit zu beachten. Nach einem Kilometerchen hält er auf freier Strecke von der Siedlung, in der der Schaffner zu nächtigen pflegt, pfeift und läutet, bis der Verschlafene mit wehenden Rockschoßen über den Acker gerannt kommt, seine Dienstpflichten zu erfüllen.

Auch die Oma Kossak konnte ein Lied singen von der ungewöhnlichen Pünktlichkeit der masurischen Eisenbahn.

In dem Jahr, als der Hindenburg zu Grabe getragen wurde, wollte sie ihre erste Reise unternehmen, aber als sie mit letzter Luft das Treppchen zum Bahnhof erreichte, war es schon drei Minuten über höchste Zeit und vom Personenzug nach Nikolaiken nur eine Rauchfahne übriggeblieben, die trübe in den Bäumen hing und sich bedächtig auf den leeren Bahnsteig und die alte Frau senkte. Na, wenn es so ist, wird das Trudke ihr erstes Kind allein auf die Welt bringen müssen.

Die alte Frau setzte sich auf die Bank, um zu verpusten. Sie legte Gesangbuch und Katechismus neben sich, trank ein Schlubberchen Himbeersaft und war eigentlich recht zufrieden, daß die übermäßige Pünktlichkeit der masurischen Eisenbahn ihr diese Reise erspart

hatte. Bloß das Trudke, das tat ihr leid.

Der Bahnhofsvorsteher, der nach der Abfertigung des Nikolaiken Zuges auch nuscht zu tun hatte, nahm neben ihr Platz und sagte die Abfahrtzeiten späterer Züge auf. Über vier Stunden sollte die Oma Kossak sich die Zeit vertreiben, nach dem masurischen Wetter und dem nächsten Zug Ausschau halten.

Als der Mann hörte, daß es um Leben oder Tod ging, stellte er die Signale so, daß der Güterzug, der leere Rübenwagen von Ortelsburg bringen sollte, zum Stehen kommen mußte.

Er besprach sich mit dem Lokomotivführer, warf ein Bund Stroh auf den letzten Wagen, dann hoben die beiden Männer Oma Kossak, der es gar nicht recht war, auf den offenen Waggon, setzten sie mit dem Rücken zur Fahrtrichtung ins Stroh, reichten ihr die Tasche, in der Eier, Speck und ein Literchen Schmand mitreisten, und versprachen der alten Frau, daß sie in einer halben Stunde unverseht in Nikolaiken eintreffen werde.

Damit die Zugluft keinen Hexenschuß verursacht, spannten sie einen blaukarierten Regenschirm auf, enter dem die Oma Kossak saß wie die Marktfrauen von Marggrabowa.

Nicht bedacht hatten sie den rauchigen Atem der Lokomotive, der die alte Frau so in Schwaden hüllte, daß sie die liebliche Landschaft hinter einem Schleier sah, wenn überhaupt. Die meiste Zeit hielt sie die Augen geschlossen und klammerte sich ans Gesangbuch, denn es kam ihr so vor, all sei dieses keine Reise nach Nikolaiken, sondern zum Herrn der Unterwelt, der mit Pech und Schwefel regiert.

Da auch die masurischen Güterzüge es mit der Pünktlichkeit hielten, kam sie wie versprochen nach einer halben Stunde auf dem Nikolaiker Güterbahnhof an. Sie warf das Strohbund auf den



Schotter, nahm den aufgespannten Regenschirm nebst Tasche in beide Hände und sprang hinterher. Ein Weilchen mußte sie sich am Geländer festhalten, weil sie beruht war von der weiten Reise, aber dann fand sie den Weg zu ihrer Tochter und kam mit Dreiviertelstunde Verspätung gerade nach Kleinmittag an. Der Gnubel war schon geboren, wog sechseinhalb Pfund und wurde gerade gebadet.

Ein paar Tage blieb Oma Kossak in Nikolaiken, versorgte Mutter und Kind, bis ihr das städtische Leben zu aufregend wurde und sie sich bangte nach der masurischen Wildnis.

Das Trudke wollte sie erster Klasse nach Hause schicken, denn die Oma sollte erfahren, wie schön Eisenbahnreisen wirklich sein können.

Aber die alte Frau bestand darauf, mit dem Milchwagen zurückzuklappern. Pferdefuhrwerke haben zwar auch ihre Eile, bergab gehen sie meistens im Trab, aber sie Lassen den Gedanken Zeit und geben dem Auge Raum für die Landschaft zu beiden Seiten.

Auch gefiel es ihr, unterwegs Buttermilch zu trinken und mit dem Milchkutscher über alte Zeiten zu plachandern, als sich die Eisenbahn noch nicht nach Masuren verirrt hatte.

Eine Woche später kam Oma Kossak mit einem Viertelschock Eier und einer Ringelwurst zum Bahnhof, um den blaukarierten Regenschirm abzubringen und ihre Schulden zu bezahlen für eine einfache Fahrt im Güterzug nach Nikolaiken.

Sie erzählte von Trudkes erstem Kind, das auf den Namen Elias getauft war zur Erinnerung an den biblischen Propheten mit den Feuerrössern, na, du weißt schon.

Sie selbst hatte genug vom Eisenbahnfahren.

Später hat sie dann doch noch einen Zug bestiegen, den letzten,

der Masuren verließ, um über Heilsberg, Elbing und Dirschau ins große Reich zu fahren. Aber das ist eine andere Geschichte.

„Die Reise nach Nikolaiken: und andere Erzählungen“ (1993)



# Wanderung mit masurischen Seelen

## Ingrid Brase Schloe

Hinauffliegen möcht ich  
zu den Fichten  
schwingen in Kronen  
sorglos hangeln  
an den Windstreifen  
über die Weite des Sees -

Wandern im Heute  
wissen um Überwinden  
um den ewigen Schlaf  
Atmen Licht und Duft  
unter den leisen Bäumen  
leicht - ohne Morgen

und bleib doch der Erde verhaftet  
den verwaldeten Dörfern  
den nackten Stämmen der Kiefern  
dem Sand der Wälder  
wie rauhe Haut der Köhler damals  
bleibe nah den Frauen mit blossen Füßen  
dem zahnlosen Mütterchen nah  
den mageren Kätnerkindern  
dem armen Waldfrevler nah  
den tiefen Furchen der Trecks  
voller Furcht nach  
den tausend Jahren

## **Tomasz Białkowskis neues Buch von Grzegorz Supady**

Tomasz Białkowski ist einer der in Allenstein lebenden Schriftsteller mittlerer Generation, die in ihrem Schaffen universelle Stoffe vor dem heimischen Hintergrund thematisieren. Vertieft man sich nämlich in seine Romane, so kann man gleich zahlreiche Merkmale erkennen, die sich nicht selten auf die Stadt Allenstein selbst sowie Ermland und Masuren beziehen. Ein Grund dafür ist bestimmt die Tatsache, dass Białkowski im ermländischen Städtchen Seeburg/Jeżiorany geboren wurde. Dieser Umstand selbst reicht allerdings nicht unbedingt aus, um vielleicht eine spannendere Romanstory zu erzählen.

Darüber hinauskommt es in Wirklichkeit oft so vor, dass diejenigen, die in einer Kleinstadt das Licht der Welt erblickt hatten, um jeden Preis alle Spuren, die von ihrem (oft ungeliebten) Herkunftsort zeugen würden, verwischen wollen. Anders bei Białkowski: die ermlandische (mitunter auch masurische) Landschaft bildet einen festen Bestandteil seiner literarischen Staffage. Daher ist er immer darum sehr bemüht, alle Details, die einen Vordergrund in seinem Schaffen ausmachen, akribisch widerzugeben. Um das zu erreichen, entscheidet sich der Verfasser meistens für eine Recherche vor Ort. Das tut er bewusst, weil er seine Leserinnen und Leser hochschätzt und genau weiß, wie aufmerksam diese bei der Lektüre sind und ihm dann während einer Lesung manch eine Unzulänglichkeit aussetzen können. Eine Anwendung des Lokalkolorits kann also auch zu einem Risikofaktor werden.

Gleichzeitig distanziert sich Białkowski aber zu einer Literatur, die vordergründig (oder manchmal nur) Heimatmotive ausnutzt, um irgendein Themenkreis zu berühren:

„Ich interessiere mich nicht für die Heimat, das Atlantis des Nordens. Vielleicht, weil ich immer über Menschen schreibe und der Ort nur ein Hintergrund ist. Und das spielt im Grunde genommen keine Rolle. Unangenehme Beziehungen sind überall möglich“ (nach einem 2008 für die Zeitschrift *artPapier* von Robert Ostaszewski durchgeführten Interview, <http://artpapier.com/index.php?page=artykul&wydanie=53&artykul=1150>, Zugriff: 1.09.2024).

Białkowskis neuestes Buch „Podbój“ (Unterwerfung) ist kein Roman, sondern ausgerechnet wieder mal ein Bühnenwerk. Nach zwanzig Jahren schließt sich also irgendwie der Kreis im Schaffen dieses erfahrenen Autors, denn gerade mit einem als „Drzewo“ (Ein Baum) betitelten Drama fing er vor zwei Jahrzehnten seine literarische Laufbahn an. Dass er sich diesmal wiederum für dieselbe literarische Gattung geschlossen hatte, mag daran liegen, dass er immer schon sehr für ausgebaute und zugleich sehr ausgefeilte Dialoge in seiner Prosa stand. Und diese sollen sogar zu seinem Markenzeichen geworden sein. Über den Inhalt seiner letzten Bühnendichtung berichtete der Autor Folgendes:

„Ein Mann will eine ideale Welt schaffen, in der er derjenige sein wird, der die Regeln aufstellt. Er verlässt die Stadt. Gemeinsam mit seiner Familie beschließt er, sich auf einer Insel niederzulassen. Dieser Ort soll verändert, für alle Menschen ausgebeutet, ja erobert und unterworfen werden. Es sollte auch während des kommenden

Krieges ein sicherer Hafen werden. Die Insel wird sich jedoch vor allem als Hüterin der dunklen Geheimnisse der Menschen erweisen. Bald wird die Herrschaft eines selbsternannten und skrupellosen Herrschers die Mitglieder dieser Gemeinschaft zu einem tragischen Finale führen. Die Natur wird sich zurückholen, was man ihr nehmen wollte“ (Übersetzung nach einem Internet-Eintrag von Białkowski).

Schon nach dieser komprimierten Vorankündigung kann man seine eigene Vorstellungskraft spielen lassen und bald zum Schluss kommen, dass sich Białkowskis Drama mit den schwerwiegenden Herausforderungen der heutigen Zeit auseinandersetzt, obwohl es am Vorabend des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges spielt. Der Autor prangert darin in erster Linie zwei Dinge an: Jene nie versiegende Neigung der Menschen, sich an ihren Nächsten zu vergreifen und die menschliche Überheblichkeit gegenüber der Mutter Natur. Er unterstreicht aber, dass sich beides, ähnlich wie in der antiken Tragödie, letztendlich an dem Menschenrächen muss.

Doch es gibt in dieser dystopischen Vision einen Hoffnungsschimmer. Einer der Protagonisten fasst diese Trostvorstellung mit folgenden Worten zusammen:

„Die Vögel und die Fische werden zurückkehren. Im Winter friert der See zu und Raubtiere kommen über das Eis. Im Frühjahr wächst Gras, das den Boden bedeckt. Die Äste der Bäume werden den Himmel verdunkeln. Die Insel wird wieder geboren. Sie wird frei sein von Gier, Grausamkeit und Dummheit. Sie wird ihre eigenen Gesetze und Regeln schaffen. Sie wird ihre Einhaltung regeln. Sie wird das Böse bestrafen und das Gute belohnen. Sie wird die

Schwachen umarmen und die Starken ermahnen, ihre Kraft mit Klugheit zu gebrauchen, ohne jemandem zu schaden“ („Podbój“, S. 124-125).

Auch wenn man noch nicht in alle Einzelheiten dieses Bühnenwerkseingeweiht ist, kann man doch schon einen ersten Eindruck gewinnen und dadurch Lust auf die Lektüre bekommen. Eines kann allerdings schon jetzt verraten werden: die Insel, die zum Schauplatz gemacht wurde, heißt Hertha und liegt im Wulping-See.

Dass Białkowski die Handlung auf einem Eilandan gesiedelt hatte, lässt an andere literarische Werke denken, und zwar die zweier berühmter Briten: Daniel Defoes „Robinson Crusoe“ und William Goldings „Der Herr der Fliegen“.

## Weite und Licht in Masuren

Von Günter Schiwy

Es war eine eigene Welt voller Frieden und Unberührtheit, wo man sich In-sich-selbst zurückziehen konnte. Es war ein unberührtes Paradies für Menschen, die die Natur zwischen Himmel, Wasser und Wald liebten. Hier war die Stille, Einsamkeit und das Verträumtsein noch Zuhause. Masuren war und ist mit seinen sanften Hügeln, blauen Seen und dichten Wäldern eine Welt für sich. Man muß die unendliche Weite des Himmels im glanzvollen Licht des Morgens und Abends gesehen haben, um Masuren mit seinen unzähligen Naturschönheiten zu lieben. Es ist ein herrliches Fleckchen Erde für Angler, Segler, Paddler und Wanderer.

Masurens Dörfer werden von Waldarbeitern, Flößern, Bauern, Fischern und Handwerkern bewohnt. Es sind Menschen, die die Einsamkeit lieben und mit der Natur auf du und du stehen. Diese einfachen und bescheidenen Dörfler tragen die Heimat tief im Herzen. Sie sind mit ihr verbunden und vertraut. Hier ist ihre Bleibe in der verträumten Weite des Landes und im grellen Licht der im Osten aufgehenden Sonne. Hier führen sie ihr „einfaches Leben««!»!

Ogleich Masuren sozial und kulturell - wie man zu sagen pflegte - unterentwickelt war, siedelten hier immer mehr Europäer und mischten sich mit der einheimischen Bevölkerung in der Weite des Landes. So brachten sie nicht nur fremde Kulturen ein, sondern auch auffrischendes Blut, das den Stamm-Masuren, den Prußen, zum Vorteil gereichte. Das waren positive Lichtblicke in dem bis dahin unbedeuteten Ländchen.



Natürlich führten diese Menschen auf den Sandböden kein paradiesisches Dasein. Doch sie waren mit ihren Lebensumständen vollauf zufrieden, weil sie einen starken Glauben hatten. Die kleinen Bauern pflügten ihren Acker und säten ihr Getreide. Die Waldarbeiter fällten die Bäume, die die Flößer auf den Seen zu den Sägewerken brachten. Und die Fischer sorgten dafür, dass der reiche Fischsegen der vielen Gewässer in die Kochtöpfe der Hausfrauen kam, um die kinderreichen Familien zu ernähren. Wer nicht im Dorf wohnte, der hatte sein Eigentum auf dem sogenannten „Abbau“, der etwas außerhalb des Dorfes lag, eben dort, wo seine eigenen Äcker und Wiesen waren. Doch ihr Auskommen hatten alle Berufe im Dorf. Zu den Staatsdienern zählten der Lehrer, der Förster, der Gendarm und der Postbeamte, die im Dorf eine herausragende Stellung einnahmen. Viele der Dörfler hatten ein eigenes Haus, etwas Land, eine Kuh, Schweine, Geflügel und Kaninchen und waren somit teilweise Selbstversorger.

Bei uns in Kreuzofen gab es keinen Strom, so daß die Petroleumlampe ihr fahles Licht hergeben mußte. Da das Dorf keine öffentlichen Verkehrsmittel anfahren, wurde die Kreisstadt Johannesburg mit dem Pferd und Wagen erreicht. Es war eine stille und heile Welt, in der wir lebten, die keinen Lärm und keine Hektik kannte. Jeder der Dorfbewohner hatte für den anderen Zeit.

In dieser Weite des Himmels und im Licht der Sonne stand der Wald, der das Dorf von zwei Seiten umschloss. Es war Kiefernwald, der mit Kaddig durchsetzt war. In ihm standen 200jährige Bäume, die gutes Bauholz ergaben. Oft rauschten ihre Kronen im leichten Sommerwind, während die hell-gelbliche Borke des obo-

ren Stammes in der untergehenden Sonne golden aufleuchtete. Im Herbst drangen die eigenartigen dunklen Laute der Hirsche am Abend durch das Dorf. Der Platzhirsch war unterwegs.

Von den übrigen zwei Seiten war das Dorf vom Niedersee mit seiner Großen Samordeier Bucht begrenzt. Die Ufer waren mit Laubbäumen bestanden. Dichte Schilfinseln im See boten den Seevögeln Nistplätze und Unterschlupfmöglichkeiten. Hier hielten sich insbesondere Wildenten, Schwäne, Haubentaucher, Reiher, Rohrdommeln und manchmal auch eine verirrte Möwe auf. Doch über dem See segelte der Fischadler und suchte in der weite der Landschaft im Abendwind nach Nahrung, die er immer wieder fand. Weite und Licht habe ich in Masuren immer als die positiven Merkmale der Natur empfunden. Sie haben stets meine melancholische Seele aufgehellt und ließen mich bereits als Kind zum Träumer werden. Natur und Landschaft prägen eben ihre Menschen entscheidend.

## **Ein Sachse fährt nach Masuren (Teil II)**

**von Grzegorz Supady**

Nach dem Abschied von den zwei adeligen Damen, Marion Dönhoff und Sißi Lehdorff, geriet Dr. Lindenbach ins Grübeln. Er versuchte nämlich, sich das Alltagsleben in diesem abgelegenen Winkel namens Masuren vorzustellen. Dabei liefen seine Schlussfolgerungen wieder mal auf Binsenwahrheiten hinaus: Gehört man den oberen Zehntausend, dann kann man sich auch hier wohl einige Vergnügungen leisten, zum Beispiel in der weiten Welt herumreisen, wie es diese junge Gräfin Dönhoff leidenschaftlich tut. Ist man dagegen in einer baufälligen Hütte zur Welt gekommen, so scheinen die Chancen auf einen Aufstieg im Leben eher bescheiden.

Und noch eine sehr wichtige Sache beschäftigte ihn gleichzeitig: In Leipzig fehlt es nicht an oft mannigfaltigen Kulturangeboten. Dr. Lindenbach war überaus darauf stolz, einigen wissenschaftlichen Gesellschaften und Kulturvereinen anzugehören, deren Mitglieder regelmäßig Ermäßigungen für manch ein schönes Konzert des Gewandhausorchesters bekommen. In dem Augenblick fing der leidenschaftliche Opernbesucher an, eine Arie aus seiner Lieblingsoper vorzusingen. Zwar verfügte er nur über mittelmäßige Stimmbedingungen, aber hier in der Gegend konnte ihn sowieso kein Menshhören. Die Arie stammte jedenfalls nicht aus dem unermesslich reichen Repertoire des gebürtigen Leipzigers und jetzt besonders gefeierten Richard Wagner, sondern aus Bizets „Carmen“.

Gerne profilierte sich Dr. Lindenbach nämlich als ein Frauenheld, dem unzählige Sympathien zulaufen. „Hier gibt es wahrscheinlich keinen, der die einzigartige Komposition des unglücklichen Franzosen kennen würde. Den einzigen Kontakt zur Musikwelt ist hier nur durch die allgegenwärtigen Volksempfänger möglich“,

murmelte er vor sich hin. „Unter Bizet würde man hier wahrscheinlich nur einen Kürzel für die Bartensteiner Zeitung verstehen“, dachte er böseartig.

Das veranlasste den aus Sachsen nach Masuren angekommenen Gast dazu, sich umzusehen, oder besser gesagt, umzuhören. Er wollte eine Bestätigung für seine Vermutung hinsichtlich der einzig denkbaren Rundfunkgeräte erhalten. Ringsum war allerdings kein winzigster Klang zu hören, das Quaken der masurischen Frösche ausgenommen.

In der Nacht setzte Dr. Lindenbach seine Erinnerungen an das von ihm mittlerweile zurückgelassene bunte Treiben in Leipzig fort und stellte weitere Vergleiche zu Masuren an. Seine blühende Fantasie schob ihm auch die folgende Idee zu: Eine masurische Familie kommt einmal zu ihm nach Leipzig. Das begeisterte ihn so sehr, dass er sofort Pläne für einen möglichst attraktiven Rundgang durch seine Heimatstadt zu schmieden begann. Das einzige Problem schien ihm der Überfluss an Sehenswürdigkeiten, die die biedereren Masuren seines Erachtens unbedingt sehen sollten. Er vergaß dabei seine ehrwürdige Arbeitsstelle, die Deutsche Bücherei, nicht. Dieser wichtige Besichtigungspunkt verstand sich aber quasi von selbst. Was man in Leipzig als erstes besichtigen sollte, war nach seiner Meinung das Völkerschlacht Denkmal.

Er war dabei tief davon überzeugt, dass besonders jemand, der in Ostpreußen lebt, dieses martialische Andenken an jene große Schlacht des Jahres 1813 ansehen sollte. Auch er war sich dessen bewusst, dass die hiesige Bevölkerung in dieser Hinsicht ziemlich gut unterrichtet war. Nicht ohne Grund war und ist hier der Kult der Königin Luise, die vor den heran ruckenden Grande Armee des Korsen flüchten musste, so ausgeprägt und lebendig. „Letztendlich rettete unter anderem sie unser bedrücktes Vaterland vor einem endgültigen Untergang“, dachte sich Dr. Lindenbach und schlief ruhig ein

Der Zufall wollte es, dass Dr. Lindenbach einmal einem belehrenden Vortrag beiwohnen konnte, den ein an die traditionsreiche Leipziger Hochschule eingeladenen Professor von der polnischen Universität in Lemberg hielt. Dieser etwas schon betagte, aber trotz seines hohen Alters sehr geistreiche Gelehrte berichtete in seiner Ansprache unter anderem über den Erinnerungsband des polnischen Komödienautors Aleksander Graf Fredro, der in seiner Jugendzeit unter Napoleon Bonaparte diente. Fredro hielt die Entscheidungsschlacht bei Leipzig für die bislang blutigste in der Weltgeschichte. Die viertägige Schlacht (16.-19. Oktober), in der Fürst Poniatowski in den Fluten der Elster ertrank, bedeutete für die Polen einen endgültigen Verlust jeder Hoffnung auf eine Wiedergeburt ihres Staatswesens. In Fredro löste jene schreckliche Niederlage ein unabdingbares Bedürfnis aus, mit Napoleon, dem wirklichen oder vermeintlichen Retter Polens, bitter abzurechnen. Der Dichter formulierte seine ermahrende Kritik mit folgenden Worten: „Weh einem Menschen, dessen Schicksal von einem anderen abhängig ist, doch zweimal mehr ist es schade um ein Volk, das vom Interesse eines anderen Volkes abhängig wurde! Die Völker haben kein Gewissen“. All diese Gedanken merkte sich Dr. Lindenbach vor nicht allzu langer Zeit, so dass er sich an sie noch ziemlich gut erinnern konnte. Er würde sich aber um Himmelswillen jetzt kaum trauen, sie in aller Öffentlichkeit zu wiederholen. Durch sein Hirn schon jetzt nur die etwas derb klingende Redewendung: „Alles durch den verflixten Zeitgeist!“

Wie dem auch sei. Am nächsten Tag wachte Dr. Lindenbach in abenteuerlustiger Stimmung auf. Das herrliche Herbstwetter spielte wunderbar mit. Daher säumte er nicht, sondern machte sich gleich nach einem üppigen Frühstück auf eine Erkundungstour durch die Gegend. Er freute sich auf den Kontakt mit der frischen Natur, denn rund um Leipzig fehlte es an diesem unschätzbaren Allgemeingut. Es störte ihn übrigens sehr, dass Leipzig durch so viele Industriestandorte umrundet war, die tonnenweise Schmutz

und Lärm produzierten. „Alles hat aber seinen Preis“, seufzte er nur. Danach schnitt er mit seinem unentbehrlichen Offiziersmesser einen länglichen Zweig ab, den er zu einem Wanderstock umfunktionierte und begab sich in Richtung Johannisburger Heide. Es fiel ihm gleich auf, dass das dortige Waldgebiet manch einen Baumforscher von der Leipziger Universität interessieren könnte. Bald begegnete er einer gebückten Greisin mit verhutzelm Gesicht, die mit einem Flechtkorb gerade auf Pilzsuche war. Er wollte sie freundlich grüßen, entschied sich aber anders, weil er vermutete, sie könne vielleicht kein Hochdeutsch. Dann fing er an zu singen. Diesmal war es aber keine anspruchsvolle Arie, sondern ein stimmungsvoller Schlager, dessen Strophen ihn trotz ihres schwermütigen Inhalts immer in gute Laune versetzten:

Auf der Heide blüh`n die letzten Rosen  
Braune Blätter fallen müd vom Baum  
Und der Herbstwind küsst die Herbstzeitlosen  
Mit dem Sommer flieht manch Jugendtraum  
Möcht` einmal noch wie damals kosen  
Möcht` vom Frühling träumen und vom Glück  
Auf der Heide blüh`n die letzten Rosen  
Ach die Jugendzeit kehrt nie zurück  
Versunken ist die Frühlingszeit.

Dieses Lied war vor sechs Jahren ein großer Erfolg in ganz Deutschland. Jetzt vergegenwärtigte sich aber der frohe Wandersmann aus Leipzig, dass dessen Verfasser plötzlich in Ungnade bei den jetzigen Machthabern fiel. Er schreckte davor, weil jemand ihn doch singen gehört haben könnte. Deswegen verstummte er plötzlich. Nach einigen Schritten wurde ihm aber klar, dass seine eingeborene Überempfindlichkeit schon krankhafte Züge bekommen hat. Über ihm schimmerte der dunkelblaue Himmel durch, doch nach einem Regenguss sah es doch nicht aus, was ihn in noch

bessere Gemütsverfassung versetzte.

Dr. Lindenbach würde nun einen Glücksmoment wie diesen in seinem Leben gerne auf irgendeine Weise festhalten. Er hatte aber keine Kamera mit und malen, wie etwa Siegfried Lisinski, sein Kollege von der Bücherei, konnte er leider nicht. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als allem möglichst intensiv zuzuschauen und diese großartigen Anblicke und Gerüche mit allen Sinnen wahrzunehmen. Da bemerkte er tatsächlich eine violette Blüte unter seinen Füßen, von der er gerade gesungen hatte: die Herbstzeitlose. Obgleich sie aber hübsch aussieht, kann sie gefährlich für Nutztiere sein. Dass wusste Dr. Lindenbach aus all den klugen Büchern, mit denen er ja tagtäglich beruflich zu tun hatte.

In dem Augenblick kam ihm in den Sinn, ein Souvenir aus diesem wundervollen Masurenland mit nach Hause zu nehmen. Er bückte sich und sammelte einige farbenfrohe Ahornblätter ein. Gleichzeitig stolperte er über einen aus dem etwas immer sumpfiger werdenden Boden herausragenden Stein. „Dich werde ich bestimmt nach Leipzig nicht mitschleppen“, sagte er in sich gekehrt. „Aber vielleicht mache ich bald einen rundlichen Kieselstein ausfindig, den ich doch in meine Jackentasche als einen Glücksbringer stecken werde.“

Während er mit seinen Gedanken irgendwo dahinzuschweben schien, vernahm er ein charakteristisches Geräusch über der Heide. Es war ein Schwarm von Kranichen, die in ihr Winterquartier unterwegs waren. Dr. Lindenbach überlegte sich eine Weile, wohin die behäbigen Vögel eigentlich genau fliegen würden. Wahrscheinlich nicht so weit weg, etwa nach Afrika. Italien oder noch besser: Spanien, das wäre bestimmt etwas Geeignetes für sie. Der Name Spanien brachte den Wanderer wiederum in die unmittelbare Nähe von Bizets „Carmen“. Er träumte schon immer von einer Spanien-Fahrt. Der andauernde Krieg machte aber all seine Reisepläne zunichte. Seine Fähigkeit, sich auf irgendeine Weise

dennoch zu vertrösten, erwies sich wiederum sehr erfolgreich. Darüber hinaus muss betont werden, dass er zwar der Wehrpflicht unterstand, bislang aber von der Deutschen Wehrmacht in Ruhe gelassen wurde. Er wünschte sich, dass es weiter so bleibt. Mit seinen Augen sah er jetzt die schöne Zigeunerin Carmen in der Schmugglerschenke von Lillas Pastia tanzen und singen. Daher wiederholte er wie benommen: „Sevilla, Sevilla, Sevilla. Da muss ich mal hin!“

Inzwischen spürte der Wanderer aber, dass es so weit war, seinen Körper mit etwas Essbarem zu stärken. Er hatte zunächst ein wenig Angst, sich in einer ihm völlig unbekanntem Umgebung zu verlaufen. Zum Glück verfügte er über einen enorm guten Orientierungssinn, so dass er einen Rückweg betrat, der ihn nach einer Stunde Fußmarsch zum Ausgangspunkt führte. Dort ging er in die Waldschenke, in der er mit Marion und Sißi (mit ihren nett klingenden Vornamen freundete er sich inzwischen an) zusammenkam. Er vermisste diese äußerst interessanten Frauen schon ein bisschen, konnte aber nichts dafür, dass er darauf angewiesen war, allein Mittag zu essen. Eine freundliche Bedienung und das hervorragend schmeckende Essen sowie zwei Gläser nacheinander gelehrten Bieres entlohnten ihm die triste Solitude.

Aus dem Nebenraum konnte er schrille Töne im eingeschalteten Reichsrundfunk vernehmen. Es waren irgendwelche Radiomeldungen in der Art, wie sie stets die Deutsche Wochenschau anbot. Am liebsten würde er aber jetzt Lale Andersens „Lili Marleen“ hören, nur, es war ja keine Jukebox! Das brachte ihn auf die Idee, zu fragen, ob es in dem Lokal zufälligerweise so ein Gerät geben würde. Der kulante Ober erwiderte selbstsicher: „Gnädiger Herr, fragen Sie lieber, was unser renommiertes Haus nicht besitzen würde. Folgen Sie mir bitte, ich zeige Ihnen unser Prachtstück – die funkelneue Jukebox. Wir empfehlen uns für die Zukunft“.



Der junge Mann verneigte sich höflich und verschwand im halbvollen Speisesaal.

Dr. Lindenbach holte einen Groschen aus seiner zerquetschten Geldbörse und warf ihn in den Schlitz der mit glitzernden Nickelbeschlägen versehenen Maschine ein. Nach wenigen Sekunden ertönte der beliebteste Frontschlager der letzten Jahre – „Lili Marleen“. Fast alle Anwesenden hörten gerne zu, einige sangen sogar mit:

Uns`re beiden Schatten  
Sah`n wie einer aus  
Dass wir so lieb uns hatten  
Das sah man gleich daraus.

Dr. Lindenbach bemerkte unter den Gästen aber auch welche, die nicht unbedingt begeistert waren, während die Künstlerin die Verabredung eines Soldaten mit einem Mädchen vor der Kaserne besang. Er dachte darüber nach, was diese paar Leute eigentlich missgestimmt hatte: eine Erinnerung an das Kriegsgeschehen oder das frivole Timbre des Liedes. Er würde eigentlich gerne noch etwas laufen lassen, vielleicht etwas von Zarah Leander oder Marika Röck, aber er entschied sich, die so sonst so urige Kneipe zu verlassen.

Draußen setzte er sich auf eine weiß bemalte Holzbank hin und stützte seinen rechten Ellbogen auf die etwas morsch gewordene Seitenlehne. So eine legere Körperhaltung ermunterte entweder zu einem Mittagsnickerchen oder zum weiteren Nachdenken. Für Ersteres war es allerdings sicherlich schon viel zu kühl. Daher wählte er die zweite Möglichkeit, zumal er eigentlich nicht ganz genau wusste, was er demnächst machen sollte. Am liebsten würde er nämlich jetzt die Einladung einer der vornehmen Reiterinnen annehmen, besaß aber kein Verkehrsmittel. Dies ließ ihn erneut an

seine Heimatmetropole Leipzig zurückdenken, in der man ein gut ausgebautes Straßenbahnnetz benutzen konnte. Diese Erinnerung selbst ließ sich aber nur schwer in den hiesigen Verhältnissen anwenden. Deswegen musste irgend eine Lösung gefunden werden, um die so wertvolle Zeit seines kurzen Ferienaufenthalts nicht zu vergeuden.

Da erleuchtete ihn eine auf den ersten Blick eher als Schnaps-idee zu bezeichnender Plan, und zwar – nach dem benachbarten Dorf Weissuhnen zu pilgern. Denn er wusste, dass es in diesem als urmasurisch in seinem Reiseführer beschriebenen Flecken eine evangelisch-augsburgische Kirche gibt. Dort erhoffte er sich, beim Pastor vorbeizukommen und vielleicht um einen Ratschlag bezüglich seines künftigen Reiseverlaufs zu bitten. Die kommende Nacht wollte er aber noch in Niedersee verbringen.

Am darauffolgenden Tag machte er sich morgens auf den Weg nach Weissuhnen. Mit seinem kleinen Besitztum in der Hand brauchte er einige Stunden, um an Ort und Stelle zu gelangen. Auch wenn ihm die Gegend völlig fremd vorkam, fand er an ihr sofort Gefallen. Besonders die masurischen Gehöfte machten einen guten Eindruck auf ihn, obwohl sie doch eher dürftig aussahen. Von weitem konnte er das sehr solide aussehende Kirchengebäude bemerken.

Als er schon ganz nah dran war, lenkte er seine Aufmerksamkeit auf eine gut lesbare Inschrift über dem Haupteingang. Es war der berühmte Ausspruch von Martin Luther: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Dies hielt er für ein ausgesprochen gutes Zeichen. Bald darauf kam es zu seinen Ohren: „Was suchen Sie hier in dieser zum Glück nicht ganz von Gott verlassenem masurischen Ödnis?“ Wie es sich gleich herausstellte, gehörte die Stimme dem örtlichen Pfarrer. Der Geistliche stellte sich bald vor: „Mein Name ist Ernst Albert August Tiedtke. Seit drei Jahren habe ich hier das Pfarramt inne. Sie sind bei mir ein herzlich willkommenen Gast“.

Man braucht gar nicht zu erwähnen, wie sehr sich der schon etwas pflastermüde Sachse freute, zumal ihm der redelustige Pastor versprach, dies und jenes über die masurische Bevölkerung zu erzählen. Mehr noch. Er erklärte sich sogar bereit, mittels seiner schicken Kutsche eine kleine Tour durch die Gegend zu absolvieren. Tatsächlich, ein blankpoliertes Gefährt stand auf dem Pfarrhof. Dr. Lindenbach konnte es in seinen Gedanken nicht entbehren, einen kleinen Vergleich mit den in Amerika lebenden Amischen anzustellen. Er würde sogar schwören, einen ähnlichen Pferdewagen in irgendeinem Nachschlagewerk gesehen zu haben.

Das Gespräch mit Pastor Tiedke dauerte einige Stündchen. Daran schloss sich noch eine Schachpartie, denn auf grund ihrer Unterhaltung erwies sich, dass die beiden Herren sehr für dieses königliche Spiel stehen. Dann knüpfte Dr. Lindenbach an Johann Sebastian Bach an. Pastor Tiedtke nahm das Thema gerne auf und nannte den Schöpfer des Weihnachtsoratoriums den musikalischen Vater der deutschen Nation. Der Sachse erzählte später von einem Leipziger Brauch, und zwar dem Blumenniederlegen auf der Grabplatte in der Thomaskirche, wo Bach nach einer Umbettung seiner sterblichen Überreste begraben liegt. Der Geistliche fand dies außerordentlich schön und bat seinen Gesprächspartner, im Namen dieses Kirchsprengels einen Blumenkranz niederzulegen. Er stand auf und holte ein paar Reichsmark, die er Dr. Lindenbach überreichte.

Gleichzeitig sagte er: „Wie kein anderer Mensch gebührt dem Thomaskantor unsere höchste Ehre, schon wegen seiner enormen Verdienste für den lutherischen Glauben“.

Erschlug vor, es am 31. März des Jahres 1942 zu tun, also anlässlich des nächsten Geburtstages von Bach. Tiedtke stimmte jetzt den bekannten Choral „Jesus, meine Zuversicht“ an. Dr. Lindenbach hörte der sonoren Stimme des Weissuhner Pastors wie gebannt zu. Außerdem wurde er, ein Bücherliebhaber, mit der neuesten Aus-

gabe des evangelischen Gesangbuches beschenkt, obwohl er den Pfarrer versicherte, schon einige zu Hause zu besitzen.

Pastor Tiedtke konnte Dr. Lindenbach zwar keine Übernachtungsmöglichkeit anbieten, vermittelte ihm aber ein Logis in einer im Dorf befindlichen Pension. Der Sachse willigte wohlwollend ein, zumal er eigentlich keinen anderen Ausweg hatte. Denn ein kalter Wind, der vom See wehte, würde eine Übernachtung in der freien Luft eher unangenehm machen. Diese Vorstellung verband Dr. Lindenbach jetzt mit denjenigen, die jetzt im Namen des Reichsführers im Felde dienen und daher auf dem nackten Boden übernachten mussten.

Beim Abschied konnte man schon den Eindruck gewinnen, die Herren würden sich schonewig lang gekannt haben. „Naja, das Beste, was ein Land hervorbringen kann, sind seine bodenständigen Menschen. Mir wurde es gegönnt, schon binnen kürzester Zeit hier einigen zu begegnen“, fasste in seinen Gedanken Dr. Lindenbach seine ersten Erfahrungen in Masuren zusammen.

Am nächsten Tag kehrte Dr. Lindenbach zu Pastor Tiedtke zurück. Der Gastgeber ließ inzwischen die Kutsche anspannen. Zwei großartige Schimmelpferde sollen jetzt den beiden Herren auf ihrer Fahrt durch die Gegend begleiten. Das fand Dr. Lindenbach schon für genug reizend und versprach sich jetzt, zumindest einen kurzen Bericht für das „Leipziger Tagesblatt“ darüber anzufertigen. Das würde vielleicht den so zuvorkommenden Pastor erfreuen.

Die Schimmel hörten dem nächst nur auf ihren Herrn und Gebieter, so dass die Kutschenfahrt zügig vonstattengehen konnte. Bald erreichte man das zu dieser Jahreszeit recht romantisch anmutende Ufer des Spirding-Sees. Pastor Tiedtke stand allzeit gerne Rede und Antwort. Am meisten interessierte sich der Leipziger für den Fischbestand in diesem, wie er gerade erfahren hatte, größten al-

ler masurischen Seen. Pastor Tiedtke verstand es sofort als eine Anspielung auf das bevorstehende Mittagessen, zumal auch er langsam hungrig wurde. Eine Essensmöglichkeit bot sich in der kleinen Gastwirtschaft mit dem Namen „Seerose“. Die Männer bestellten dort gebratenen Zander, den sie mit unverhohlenem Vergnügen verzehrten. Dr. Lindenbach nutzte während des Mittagessens die Gelegenheit und berichtete ausführlich von sächsischen Spezialitäten. Vor allem nannte er das Vorzeigegericht seiner Stadt, das man als Leipziger Allerlei kennt. So kamen sich diese zwei so unterschiedlichen Regionen, wie es Sachsen und Masuren freilich sind, ein Stückchennäher.

„Jeder hat seine Heimat, die er lobt und preist. So wie wir Evangelischen unseren Herrgott lobpreisen“, sagte Tiedtke. Darauf entgegnete der Sachse: „Sie haben völlig Recht. Ich darf nur an unserer großen Dichter, Johann Wolfgang von Goethe, erinnern. Der schätzte unser trautes Leipzig so sehr, dass er diese Stadt mit dem Ausspruch ‚Mein Leipzig lob` ich mir‘ nahezu weltbekannt gemacht hatte“. „Obwohl es eigentlich nicht seine Heimatstadt war“, eilte Pastor Tiedtke höflich mit einer dienlichen Ergänzung herbei.

23.-25.09.2024

**Gert O. E. Sattler**  
**Nähe und Weite**

Ich kenn ein Land  
mit Dünen und Deichen,  
mit Kiefern und Küsten,  
mit Eiben und Eichen,  
mit Kranich und Kiebitz  
und Kormoran.

Ja! Dieses Land  
hats mir angetan.

Ich lieb das Land:  
Die Türme, die Tore,  
die Burgen und Brücken,  
die Meere und Moore  
mit Espen und Erlen  
und Elentier.

Ja! Dieses Land,  
das gehört zu mir.

Ich seh das Land:  
Die Flüsse und Felder,  
die Stare, die Störche,  
das Wild der Wälder,  
die Höfe und Häfen  
im Morgenlicht.

Nein! Dieses Land,  
das vergeß ich nicht.

## Ein Fenster für den Wasserturm in Elk/ Lyck

Ja, sogar ein bleiverglastes grosses Fenster. Sehr gut auf dem Foto dargestellt.

Es ist inzwischen im Wasserturm angebracht, falls jemand das Fenster im Wasserturm entdeckt, bitte ein Foto an die Redaktion der Storchenpost.

Die Geschichte dazu: Anna Lichottka, geboren in Lyck hat Otto Keitel aus Halle an der Saale geheiratet, zum 70. Geburtstag von Otto K, 1953, haben die Kinder dem Vater das Fenster geschenkt, darauf sind die Wappen der Eckpunkte des Lebens des Paares dargestellt, es sind dies:

Lyck, natürlich der Januskopf, Halle, das Wappen, Thorn und Düsseldorf der letzte Wohnsitz.

Die Nachfahrin Ilse Hoerster kontakte mich und ich habe das Fenster an die Deutsche Minderheit in Lyck, Irena Szubzda, vermittelt, wo es inzwischen unversehrt angekommen ist.

Danke an alle Beteiligten

Möge das Fenster im Lycker Wasserturm lange erhalten bleiben.

**Reinhard Donder**

Der Wasserturm in Elk (deutsch Lyck) ist ein historischer denkmalgeschützter Wasserturm im neogotischen Stil. Der Wasserturm ist im Besitz und Sitz der Ortsgruppe der Deutschen Minderheit, die Gesellschaft der Deutschen Minderheit Masuren in Lyck, 01/24/2die im Inneren ein Museum zur ostpreußischen Kultur und Geschichte eingerichtet hat. Das Bauwerk hat fünf Stockwerke, ist 33 Meter hoch und befindet sich an der höchsten Stelle der Stadt. Es hat eine öffentliche Aussichtsplattform. Der Wasserturm wurde 1895 errichtet und wurde bis Ende der 1970er Jahre als solcher genutzt.

Mit Unterstützung der Stiftung der deutsch-polnischen Zusammenarbeit wurde die Außenfassade 1999 aufwendig renoviert.

Das Museum mit dem Namen Muzeum Kropli Wody (Museum des Wassertropfens) zeigt historische Gegenstände wie Möbel, Porzellan, Stoffe aus Flachs, Trachten, Glaserzeugnisse, eine hölzerne Truhe mit der Jahreszahl 1729 und andere Alltagsgegenstände. Neben einer historischen Bildersammlung des Ortes befindet sich im Turm auch eine Bibliothek mit deutschsprachiger Literatur.





## INHALT

- 3 -9 – **Arno Surmiński feiert 90. Geburtstag**
- 10 Das Paradies  
**Arno Surminski**
- 14 Die Reise nach Nikolaiken  
**Arno Surminski**
- 19 Wanderung mit masurischen Seelen  
**Ingrid Brase Schloe**
- 20 Tomasz Białkowskis neues Buch  
**Grzegorz Supady**
- 24 Weite und Licht in Masuren  
Günter **Schiwy**
- 27 Ein Sachse fährt nach Masuren (Teil II)  
**Grzegorz Supady**
- 38 Nähe und Weite  
**Gert O. E. Sattler**
- 39 Ein Fenster für den Wasserturm in Elk/ Lyck  
**Reinhard Donder**
- 41 **INHALT**

**Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden**

# IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

**Herausgeber:** Masurische Gesellschaft e.V.,

**Redaktion:** Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

**Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.**

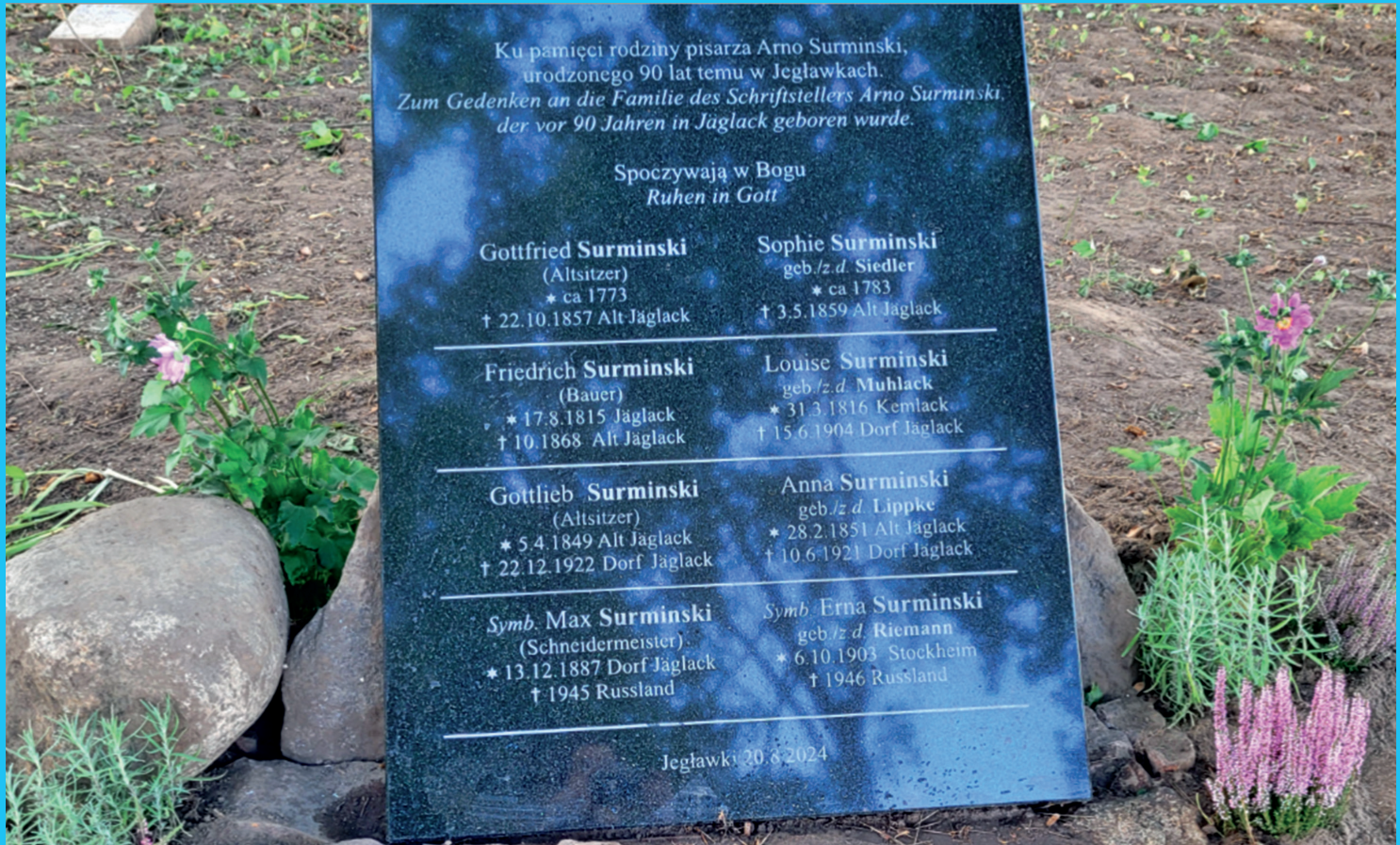
Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.





Ku pamięci rodziny pisarza Arno Surminski,  
urodzonego 90 lat temu w Jęglawkach.  
*Zum Gedenken an die Familie des Schriftstellers Arno Surminski,  
der vor 90 Jahren in Jäglack geboren wurde.*

Spoczywają w Bogu  
*Ruhen in Gott*

**Gottfried Surminski**  
(Altsitzer)  
\* ca 1773  
† 22.10.1857 Alt Jäglack

**Sophie Surminski**  
geb./z.d. Siedler  
\* ca 1783  
† 3.5.1859 Alt Jäglack

**Friedrich Surminski**  
(Bauer)  
\* 17.8.1815 Jäglack  
† 10.1868 Alt Jäglack

**Louise Surminski**  
geb./z.d. Muhlack  
\* 31.3.1816 Kemlack  
† 15.6.1904 Dorf Jäglack

**Gottlieb Surminski**  
(Altsitzer)  
\* 5.4.1849 Alt Jäglack  
† 22.12.1922 Dorf Jäglack

**Anna Surminski**  
geb./z.d. Lippke  
\* 28.2.1851 Alt Jäglack  
† 10.6.1921 Dorf Jäglack

*Symb.* **Max Surminski**  
(Schneidermeister)  
\* 13.12.1887 Dorf Jäglack  
† 1945 Russland

*Symb.* **Erna Surminski**  
geb./z.d. Riemann  
\* 6.10.1903 Stockheim  
† 1946 Russland

Jęglawki 20.8.2024

Der Friedhof in Jäglack/Jęglak S. 5

Foto: Christian von Redecker